



ZWISCHEN BABYLON UND PROMETHEUS: DIE SUCHE NACH EINER NEUEN ZUKUNFT

«Inquietum est cor nostrum»
(Augustinus, Confessiones, 1.1)

«Die einzige Tatsache von universaler ethischer Bedeutung in der aktuellen Welt ist die allgegenwärtig wachsende Einsicht, dass es so nicht weitergehen kann.»
(Peter Sloterdijk)

● Gianni Ghisla |
Mitbegründer von
Babylonia und der
Stiftung Sprachen
und Kulturen

1. Die Zeiten haben sich geändert. Radikal und tiefgreifend.

Bevor es zu einem neuen Anfang kommt, blickt *Babylonia* auf dreissig Jahre erfolgreiches Wirken zurück, während die Stiftung Sprachen und Kulturen ihren Weg zu Ende geht. Zeit für Bilanzen? Vielleicht. Aber Bilanzen, v.a. wenn aus der subjektiven Sicht eines Akteurs vorgenommen, bergen das nicht zu unterschätzende Risiko idealisierender Verklärung oder aber pessimistischer Selbstlegitimation in sich. Bereits zum zwanzigjährigen Jubiläum von *Babylonia* habe ich anhand der Darlegung meiner Standpunkte einen Bilanzierungsversuch¹ unternommen und dabei soll es bis auf kleine Reminiszenzen bleiben. Immerhin deutete ich in jenem Essay abschliessend auf die Notwendigkeit «neuer Erzählungen», die zur Zukunft, insbesondere der Schweiz, etwas Neuartiges anzubieten wüssten.

Diesem Wunsch ist auch heute nichts hinzuzufügen. Denn die Zeiten haben sich im gleichen Fahrwasser, aktuell von der Covid-Pandemie noch verstärkt, geändert, radikal und tiefgreifend.

Als wir uns damals vor etwa drei Jahrzehnten unter Freunden anlässlich der «États généraux des Langues» in einem Pariser Bistrot trafen und über eine Zeitschrift für einen etwas speziellen Sprachunterricht sinnierten, standen die Zeichen bereits auf Aufbruch, und unsere Stimmung war optimistisch, was in den unmittelbar darauffolgenden Jahren nicht ohne Bestätigung bleiben sollte. Die Freude an den Sprachen animierte uns genauso wie der positive wie idealistische Glaube an die Gestaltbarkeit kultureller, sozialer und politischen Gegebenheiten. Vom Pariser Esprit angeregt, konzentrierte sich unser Blick primär auf helvetische Verhältnisse. Die Absicht? Wir wollten etwas dazu beitragen, das an sich erfolgreiche Modell der «IdéeSuisse» mit seinen kulturellen und politischen Grundwerten zu erneuern und zukunftsfähig zu machen. Aus den etwas gedämpften, nach wie vor vom helvetischen Malaise geprägten 80er Jahren, wehte nun neu

¹ Ghisla, G. (2011): *Sprachliche und kulturelle Vielfalt in der Schweiz. Standpunkte. Babylonia 1991-2011*. Abrufbar:



eine deutlich spürbare kritische Brise: In der Kunst fragte man z.B. danach, ob die Schweiz noch existiere und Friedrich Dürrenmatt scheute nicht davor zurück, nach der 'Fichenaffäre', die Schweiz mit einem riesigen Gefängnis zu vergleichen. Eine Art Kulturschock liess die helvetischen Identitätssaiten vibrieren und ging an den Sprachgemeinschaften nicht unbemerkt vorbei. Nachdem die Rätoromanen, um ihre Existenz bangend, die Aufmerksamkeit bereits auf sich gezogen und zu einem vielbeachteten Bericht zur viersprachigen Schweiz Anlass geboten hatten, sorgte 1992 die Abstimmung zur politischen und ökonomischen Zukunft des Landes in Europa für einen offenen Bruch zwischen den zwei wichtigsten Sprachregionen: Der aufgebrochene Röstigraben liess niemanden kalt und regte Politik, Kultur und generell die Zivilgesellschaft zu einer konstruktiven Reaktion an.

Mittlerweile war die Mauer gefallen und hatte den sogenannten 'realen Sozialismus' gewaltfrei mit sich gerissen, was zu neuen Hoffnungen auf eine vielversprechende Jahrtausendwende Anlass gab. Hoffnungen, die durchaus berechtigt schienen, zumal sich eine Entspannung der politischen Lage andeutete, und die aufkeimende technologische Revolution viele Menschen von der Reise in eine verheissungsvolle Zukunft träumen liess. Letzteres v.a. weil man sich durchaus noch in der Lage wähnte, den technologischen Schub unter Kontrolle zu halten. Schliesslich hatte man ja auch das destruktive Potential der Atombombe zähmen und einen weltweiten relativen Frieden sichern können.

Unter dem symbolischen Schutzschirm der Jahrtausendwende konvergierten nationale und internationale Faktoren mit positiven Vorzeichen und liessen eine zukunftsorientierte Aufbruch-atmosphäre aufkeimen.

2. So machte sich *Babylonia* auf den Weg...

In diesem Kontext traten *Babylonia* und die Stiftung Sprachen und Kulturen ihre Reise an. Man zog vom Tessin aus, dezidiert in Richtung Schweiz und mit einem Blick über die Grenzen. Unser Kompass war aufklärerisch und humanistisch geeicht. So konnten wir im Editorial der ersten Probenummer (0/1991) festhalten, dass «...die unterrichteten Sprachen nicht als bloss technische Kommunikationsinstrumente zu verstehen sind, sondern vielmehr als Ausdruck von unterschiedlichen Kulturen und Werten, die zu entdecken und zu hinterfragen sind, um uns selbst besser hinterfragen und entdecken zu können.» In diesem Sinne war auch der Name *Babylonia* zu verstehen, in seiner positiven Wendung als Repräsentant und Garant sprachlicher und kultureller Vielfalt. Paradoxerweise konnte so vom babylonischen Element des biblischen Sprachenchaos die Förderung von «kulturellem Ausgleich» und von «sozialer Toleranz» erwartet werden. Es gelte, «die Sprachen zu kennen, zu verwenden und zu lieben, um die Menschen zu kennen, zu respektieren und zu lieben, die sie sprechen. Sprachen sind eine Türe, 'bab', nicht so sehr zu Gott, 'ili', als vielmehr zu einer besseren Gesellschaft worin die Diversität einen privilegierten Status genießt.» (*Babylonia*, Nr. 0/91, S. 2)

Aber Babylon steht eben auch für die unmissverständliche biblische Mahnung: Der Mensch soll es nicht wagen, dank seiner technischen Möglichkeiten, einen Turm zu bauen, der ihn in Gottesnähe zu bringen vermag. Sein Hochmut wird erbarmungslos bestraft, mit der unmenschlichsten aller Strafen: Das Sprachenchaos, d.h. die Unfähigkeit zu kommunizieren. Ähnlich erbarmungslos hatte es schon Prometheus erfahren. Als er, Gott unter Göttern, das Feuer, Symbol der Technik par excellence, aus dem Olymp gestohlen

Man zog vom Tessin aus,
dezidiert in Richtung
Schweiz und mit einem
Blick über die Grenzen.
Unser Kompass war
aufklärerisch und
humanistisch geeicht.

Damit geht die Verbreitung eines grassierenden Moralismus einher, der die rationale Auseinandersetzung, das Zuhören und die Suche nach Vermittlung im politischen Geschäft, in Schule und Bildung sowie im zivilen Alltag zunehmend unterminiert.

und so dem Menschen die Möglichkeit gegeben hatte, den Traum der Gottwerdung zu träumen, wurde er von Zeus zur Strafe an den Berg im Kaukasus gekettet. Noch heute leidet er dort, die Befreiung erwartend, unter unsäglichen Qualen. Darauf wird noch zurückzukommen sein. Unser Interesse an einer didaktischen Diskussion war stark, aber gewissermaßen drei Ideen untergeordnet: Erstens die Idee einer Brücke zwischen Theorie und Praxis, also zwischen dem Alltag der Lehrkräfte und der akademischen Welt. Zweitens, die Idee von sprachlichem Lernen als einem kulturellen Erlebnis: Man lernt etwa Deutsch als L2, um die deutsche Schweiz und den deutschen Sprachraum zu entdecken. Drittens, die Idee, dass Sprachpolitik als Teil von Bildungs- und Kulturpolitik zum Interessenbereich und zum Engagement der Zeitschrift und somit auch der adressierten Akteure gehören sollte.

In dem Sinne konstituierte man eine Redaktion aus VertreterInnen der Schule und der Hochschulen, nach Möglichkeit aus allen sprachlich-kulturellen Landesregionen. In die nämliche Richtung bewegte sich die Stiftung Sprachen und Kulturen, die als Herausgeberin fungierte und sozusagen für eine intensive Präsenz in einer breiteren Öffentlichkeit sorgte. Die Idee *Babylonia* sowie auch die weiter gefassten Anliegen der Stiftung fielen auf fruchtbaren Boden, was die Aufgabe der Redaktion und der Stiftungsakteure durchaus erleichterte. Der ansprechende Erfolg motivierte, schlug sich in einem guten Produkt nieder und vermochte auch da und dort zu überzeugen.

Dafür verantwortlich war u.a. die offene und argumentationsbasierte Arbeitsweise in der Redaktion. Natürlich gab's immer wieder Meinungsunterschiede und ab und zu etwas Streit, was aber durch-

aus positiv aufgenommen und dank der freundschaftlichen, wenn immer möglich kulinarisch angereicherten Atmosphäre problemlos aufgefangen wurde. Diese Erfahrung hat sich über die Jahre hinweg bewährt, sodass ich zu behaupten wage, dass *Babylonia* – nicht nur die Produktion der Zeitschrift – als lebensfrohes, menschlich bereicherndes Erlebnis einen Platz in den Erinnerungen aller Beteiligten beanspruchen darf. Was das Erreichen der eigentlichen Zielsetzungen sowohl von *Babylonia* wie der Stiftung anbelangt, sei das Urteil den heutigen Protagonisten überlassen. Sicher ist, damals wie heute, die Zeitschrift wird vom Zeitgeist geprägt.

3. Und nach dreissig Jahren?

Niemand hat sich die Radikalität und die Geschwindigkeit des Wandels der letzten Dezennien auch nur annähernd vorstellen können. Dass diese Veränderungen viele der Hoffnungen und der Perspektiven von damals relativiert oder gar zunichte gemacht haben liegt in der Natur der Sache: Zu viele politische, ökonomische, ökologische Krisen usw. haben sich seit der Mitte der 90er Jahre angehäuft, als dass man leichten Herzens darüber hinweg kommen könnte. Um es kurz und bündig auf den Begriff zu bringen: Von einer Stimmung des Aufbruchs und der Hoffnung auf einen sich weltweit ausbreitenden Wohlstand, der Situation der Belle Époque nicht unähnlich, ist man in eine Realität geraten, die von Unsicherheit beherrscht wird. Der heute dominierende Zeitgeist lässt sich treffend mit einer Chiffre wiedergeben: Besitzstandwahrung. Zygmunt Baumann hat es in seinem letzten Werk «Retrotopia»² luzide auf den Begriff gebracht. Innerhalb eines historischen Wimpernschlags ist ein von Utopie und Hoffnung auf Veränderung

geprägter Handlungshorizont zu einer *conditio mutiata*, die von den Denkmustern des «rette sich wer kann» geprägt ist. Die Symptome könnten seitenweise aufgezählt werden, ohne dass man dabei des schieren Kulturpessimismus bezichtigt werden müsste, so evident ist ihre Erscheinung. Ein aktuelles Beispiel kann stellvertretend die Lage illustrieren. Das Jugendbarometer 2020, basierend auf Interviews in der Schweiz, USA, Brasilien und Singapur, bringt zutage, dass sich weniger als die Hälfte der 16- bis 25jährigen SchweizerInnen gegenüber der Zukunft als zuversichtlich bezeichnen, und v.a., dass ihre grösste Sorge die Altersvorsorge ist (sic!). Das Bild wird dadurch abgerundet, dass sie sich nach starken Führungsfiguren sehnen. In diesem Klima der Unsicherheit, verständlicherweise von der aktuellen Pandemie verstärkt, zeigen sich auch hierzulande Phänomene, die in der Kulturgeschichte des Menschen für tiefgreifende Krisen und obskurantistische Epochen typisch sind. Um im kulturell-sprachlichen Horizont von *Babylonia* und der Stiftung Sprachen und Kulturen zu bleiben, lassen sich stichwortartig einige davon aufzählen:

> Die Intoleranz gegenüber Andersdenkenden und Fremden, rassistisch grundiert und durch die Migrationsbewegungen verstärkt, nimmt zu und weiss sich im rechten politischen Spektrum national und international zu behaupten. Die populistischen Strategien vieler Herrschenden verhelfen ihr zu besorgniserregenden Erfolgen.

> Auf dem Parkett der zivilen Gesellschaft treten zunehmend sektenartige Bewegungen und Organisationen in Erscheinung, die sich an allerlei Argumentarien verschiedenen Ursprungs bedienen, traditionell religiöse, ver-

schwörerische, ökologische, salutistische, genderorientierte, rassistische, usw.

> Damit geht die Verbreitung eines grassierenden Moralismus einher, der die rationale Auseinandersetzung, das Zuhören und die Suche nach Vermittlung im politischen Geschäft, in Schule und Bildung sowie im zivilen Alltag zunehmend unterminiert, und zwar zugunsten der Betroffenheit, der damit verbundenen fundamentalistischen Polarisierung und der a-priori Delegitimation des Andersdenkenden. Selbsternannte Tugendwächter feiern Urständ.

> Eine auffallende Begleiterscheinung der genannten Phänomene ist die Beliebtheit und Salonfähigkeit von regulierenden Sprachdiktaten aus ideologischen Begründungszusammenhängen, etwa genderischer, rassistischer, identitärer, usw. Provenienz, die den Boden für neue Inquisitionsformen und Denkschranken, nicht zuletzt die Selbstzensur bereiten.

> Schliesslich ist nicht zu übersehen, dass das Orwellsche Schicksal die Gesellschaft eingeholt hat. Die Kontrolle des Handelns und des Denkens ist bereits heute allgegenwärtig und kapillar, in manchen Staaten wie etwa in China, ist sie zur normalen, offenbar akzeptierten Soziotechnik avanciert. Dass darunter die individuelle Freiheit im abendländischen Sinne nur leiden kann. Handelt es sich bei diesen sozialen Phänomenen um Randerscheinungen, deren Bedeutung nicht überspielt oder gar dramatisiert werden sollte? Ist es hauptsächlich eine Momentaufnahme, die dank den positiven Kräften unserer Zivilisationen und der Ressourcen der neuen Generationen zu überwinden sein wird? Letzteres ist zu hoffen, allerdings stehen

² Bauman, Z. (2017). *Retrotopia*. Suhrkamp, Berlin

gerade jene Werte und Lebensformen auf dem Spiel, die unserem demokratischen und friedlichen Zusammenleben zugrunde liegen. Jedenfalls scheinen jene Werte wie kulturelle Vielfalt, Toleranz, Respekt vor der Andersartigkeit, usw., die Babylonia und der Stiftung Sprachen und Kulturen teuer waren und sind und ihrem Wirken eine Identität geben, auf der Strecke zu bleiben.

Das rationale, vernunftorientierte und vermittelnde Denken und Handeln hat es schwer. Die Symptome und die vermutbaren Ursachen dieses 'Befindens' deuten auf keine schnelle Besserung hin. Zumindest solange es nicht gelingen wird, retrotopische Verhaltensmuster auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Handelns zu überwinden, denn es gibt kein Zurück, zumal die zivilisatorische Entwicklung nur nach vorne offen ist, und zwar mit äusserst radikalen Lösungsperspektiven, welche die *conditio humana* grundlegend auf den Plan rufen. Wir haben offenbar einen point of no return erreicht.

Sollte das Gesagte – wie erhofft – einem rationalen Plausibilitätscheck Stand halten, dann stellen sich zwei Fragen: Was ist erstens der Hintergrund, was sind die Ursachen dieser Entwicklung? Und zweitens, was hat dies alles mit Babylonia bzw. mit der Zukunft der Zeitschrift und ihrer Suche nach neuen Perspektiven zu tun?

Wir tun gut daran, davon ernsthaft Kenntnis zu nehmen, dass wir in eine technologische Zivilisationsepoche eingetreten sind. Im Zusammenspiel der vielen Ursachen und Faktoren, die zur heutigen gesellschaftlichen Konstellation geführt haben, spielt die technologische Revolution eine entscheidende Rolle. Der sogenannte technologisch-wissenschaftliche Fortschritt fungiert als Motor einer

Entwicklung, die sich zunehmend selbstständig und aus der intentionalen, menschlichen Kontrolle verabschiedet. Vor drei Dezennien war die Behauptung durchaus noch vertretbar, dass «die Technik, als ein von Menschenhand geschaffenes Instrument, an sich neutral, also weder gut noch schlecht sei, und ihre Benutzung sowie ihre Auswirkungen alleine von menschlichen Entscheidungen abhängig seien.» Wie verkürzt und wirklichkeitsfremd eine solche Einschätzung ist, entgeht heute wohl niemandem mehr, der nicht ideologisch voreingenommen ist. Der *homo faber* verblasst. In ihrer Hybris lassen ihn die Technik bzw. die digitalisierte Zivilisation im Stich. Sie haben es endgültig darauf abgesehen, menschliches Denken und Handeln systematisch zu steuern. Damit wird die Kontrolle der Technik zum wesentlichen Problem für den Menschen, in einer Epoche, die gerade durch die Fragilität ihrer Kontroll- und Steuerungsfähigkeit auffällt. So wird es für jedermann einsichtig: Die Technik, in allen ihren Formen, und die Technowissenschaft definieren die Grenzen des menschlich Denkbaren und Machbaren, sie sind für die Existenz des *homo sapiens* als Spezies in ihrer Beziehung zu den Lebensbedingungen massgebend.

Es war die Rede von «radikalen Lösungsperspektiven». Diese haben mit der Frage zu tun: Wird der Mensch so wie wir ihn kennen, mit seiner westlich-humanistischen Identität als Individuum noch weiterhin existieren können? Die Konvergenz von Kultur- und Naturentwicklung hat bereits heute die Voraussetzungen für die Verschmelzung von Mensch und Natur und damit für die Hinfälligkeit von zahlreichen kulturellen Tabus und sozialen Gesetzmässigkeiten geschaffen,

sodass einer anthropologischen Wende in Richtung Anthropozän kaum mehr etwas im Wege steht. Beispielsweise ist es heute biotechnisch-medizinisch möglich, nicht nur auf das Ende sondern v.a. auf den Anfang des Lebens radikal Einfluss zu nehmen. Was er ist bzw. sein soll kann der Mensch fortan selbst bestimmen. Aber wer entscheidet? Wird der Mensch über sich hinauswachsen und in einer Form zu sich selbst finden, die ihn Gott nahebringt und zum *homo deus* macht (Y. N. Harari)³? Wird er dabei der prometheischen und babylonischen Mahnung entgegen können? Wird es dem *übenden Menschen* (P. Sloterdijk)⁴ gelingen, angesichts der technologischen Hybris, Mensch zu sein und Mensch zu bleiben? Schicksalhafte Fragen! Die Antworten darauf obliegen den kommenden Generationen.

4. Quo vadis Babylonia?

Was haben all diese Fragen mit *Babylonia* zu tun? Ist es nicht vermessen, einen derartigen zeitdiagnostischen Diskurs – unabhängig von seiner Güte – mit einer Zeitschrift für Sprachunterricht und Sprachenlernen in direkten Zusammenhang zu bringen? Die Antwort steckt im Namen! *Babylonia*, ein Tor, 'bab', nicht so sehr zu Gott, 'ili', als vielmehr zu einer besseren Gesellschaft, in der Vielfalt privilegiert wird.

Die Zeitschrift entstand damals als Idee für eine mehrsprachige, multikulturelle, offene und tolerante Gesellschaft. Heute stehen die Zeichen anders. Freilich liesse sich behaupten, dass diese Idee und die damit verbundenen Werte heute sinnvoller denn je seien. Aber *Babylonia* kommt nicht darum herum, den Weg einer neuen Selbstfindung zu gehen, in einer technologischen Zivilisation, die zur Zeit ihrer

Gründung höchstens in futuristischen Anflügen erahnt werden konnte. Deshalb mag eine Herausforderung darin bestehen, wie eine bescheidene Zeitschrift als nun mehr reines 'technologisches' Kommunikationsmedium einen Beitrag gerade zur Relativierung der technologischen Hybris leisten kann. Dazu könnten möglicherweise Überlegungen zu folgenden Fragen sinnvoll sein:

> Was lässt sich für die Sprache als wesentlicher Kulturträger und insbesondere als unverzichtbares Instrument des offenen, freiheitlichen Denkens tun? Dies zumal die Sprache weder administrativ noch politisch vorgeschriebener und ideologisch begründeter Korsette bedarf, die das Aufzwingen von Verhaltensmustern und die Steuerung des Denkens beabsichtigen. Und man weiss: Wo dies geschieht, entstehen unweigerlich autoritäre Kontrollmechanismen, die einen fruchtbaren Boden für den inquisitorischen, freiheitsraubenden Gestus liefern.

> Was lässt sich für ein Sprachenlernen tun, das Sprache nicht zum technischen Kommunikationsinstrument degradiert, sondern zum kulturellen Erlebnis führen möchte?

> Was lässt sich für eine Sprachendidaktik tun, die sich nicht einfach durch die technologischen Höhenflüge vereinnahmen lässt, sondern kulturelle Inhalte, Hinwendung zum Anderen und soziale Beziehungen genauso wie selbständiges, distanzierendes und skeptisches Denken und Handeln zu fördern weiss?

Eine spannende Entdeckungsreise steht bevor. Alles Gute, *Babylonia!*

Was lässt sich für die Sprache als wesentlicher Kulturträger und insbesondere als unverzichtbares Instrument des offenen, freiheitlichen Denkens tun? Dies zumal die Sprache weder administrativ noch politisch vorgeschriebener und ideologisch begründeter Korsette bedarf, die das Aufzwingen von Verhaltensmustern und die Steuerung des Denkens beabsichtigen.

³ Harari, Y. N. (2018). *Homo Deus. Eine Geschichte von Morgen*, C. H. Beck, München.

⁴ Sloterdijk, P. (2009). *Du musst dein Leben ändern*. Suhrkamp, Frankfurt am Main